Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 29

Artikel: Die Beine an der Wand
Autor: U.W.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646664

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

RADIOSCHWEIZ AG.

SENDESTATION MÜNCHENBUCHSEE

Mitten im Grünen, ausserhalb der Ortschaft, umgeben von vielen Masten und stählernen Trägern ruhen still die Gebäude, in denen sich für den Laien ein Märchen von Technik und Wissenschaft verbirgt. Die Sendestation in Münchenbuchsee ist ein Teil der Radio-Schweiz AG. und erfüllt auch nur eine von den vielen Aufgaben, welche Radio Schweiz zu erfüllen hat. Das Ende des Krieges brachte wider Erwarten keine Verminderung des radiotelegraphischen Verkehrs, aber die Struktur hat sich in gewissem Sinne geändert. Die Tätigkeit verlagerte sich von den rein staatlichen, publizistischen und Rotkreuz-Telegrammnachrichten auf das wirtschaftliche Gebiet, in dem nun das Interesse des Warenverkehrs dominiert.

In diesem grossen Wirkungskreis steht Münchenbuchsee mitten drin und erfüllt die Aufgabe einer reinen Sendestation für die ganze Welt. Der aussenstehende Dritte muss sich vergegenwärtigen, dass die Sendestation nicht zugleich auch ein Betriebsbureau besitzt, nein, der Betrieb und der Versand von Telegrammen und Botschaften wird — allgemein gesprochen — durch die Taster in der Betriebszentrale in Bern ausgelöst und dadurch der Sendevorgang in Münchenbuchsee bewirkt.

Immerhin ist die Anlage imposant und die Einrichtung nach den modernsten Erfahrungen der Industrie eingerichtet. Wenn man noch dazu bedenkt, welche enorme Aufgabe Radio Schweiz und mit ihr die Sendestation Münchenbuchsee dem Lande und der Nation während des Krieges geleistet haben, so wird man den Wert dieser Institution richtig erkennen und den Dienst, der im Frieden nicht kleiner, sondern eher noch grösser ist, in vollem Umfange anerkennen.

1 Gesamtansicht der Sendestation Münchenbuchsee

2 Telegraphist an der Arbeit

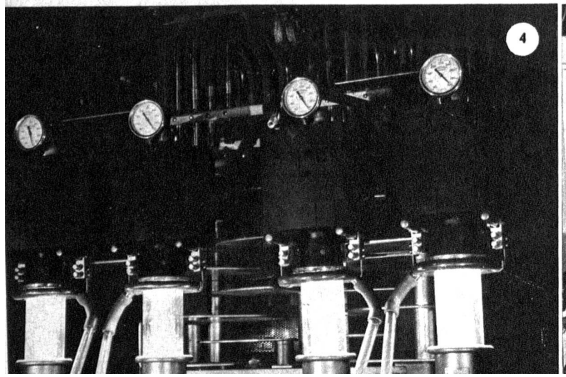
3 Telegrammempfang

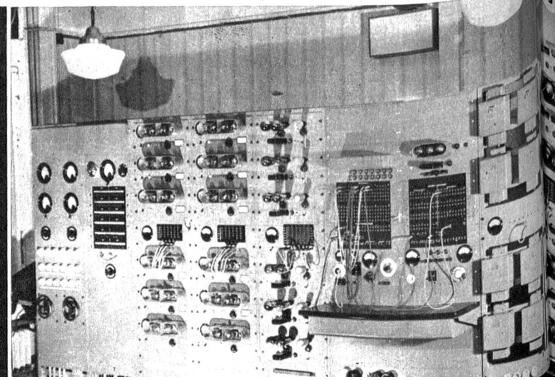
4 Luftgekühlte Marconi-Senderöhren

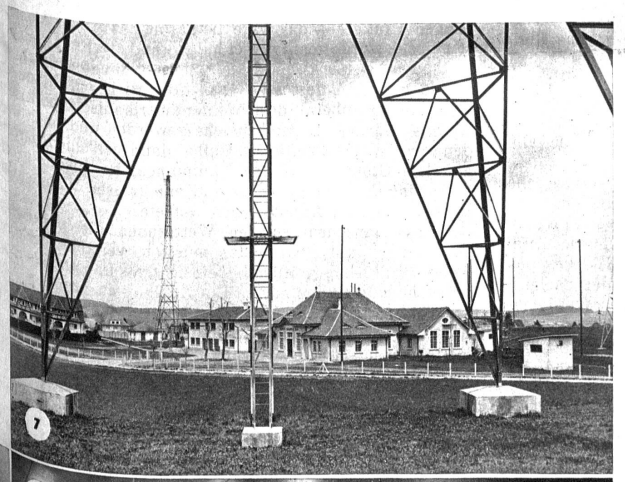
5 Betriebszentrale Bern. Von links nach rechts: Stromversorgungsgestell, Empfangstastgerät, Vermittlungsschrank und Fernschreiber-Relaisgestell

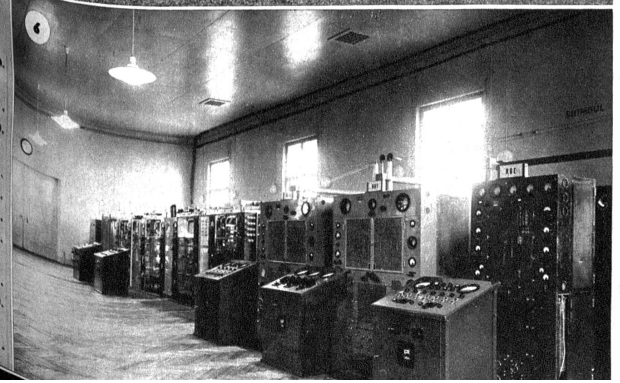
6 Kurzwellensendersaal. Von hier werden nur Telegramme übersandt

7 Die Gebäude der Sendestation









Die Beine an der Wand

Vor etlichen Jahren noch konnte es geschehen, dass der Fremde, der Basel besuchte, vor einem Hause plötzlich stehen blieb und den sonderbaren Wandschmuck betrachtete, der die Vorderfront des Hauses zierte. Gewöhnlich lachte er und schüttelte ungläubig den Kopf. Der Besitzer des Anwesens musste ein sonderbarer Kauz sein, der seinen Mitmenschen eine lustige Nase drehen wollte, oder er besass ein verschrobenes ästhetisches Empfinden, das geradezu strafbar war. An der schmutziggrauen, übertünchten Wandfläche prangten ein paar nackte, behaarte Männerbeine ohne alles Drum und Dran, sie baumelten lustig an der Wand, und der Fremde suchte vergebens nach dem dazugehörigen Körper; er war nicht zu finden. Achselzuckend ging endlich der Fremde seines Weges, traf er aber auf einen Einheimischen und deutete fragend nach dem sonderbaren Wandschmuck, so konnte er von dem schmunzelnden Munde eine gar sonderbare Geschichte hören, die diese künstlerische Entgleisung vollkommen rechtfertigte.

Vor langer Zeit, etwa im Jahre 1515, lebte in Basel ein junger Maler. Lustig, wie das Künstlervolk nun einmal ist, liebte er den Wein, den man in der Schweiz schon immer gut und billig bekommen konnte, mehr als das Wasser. Da er dabei das Unglück hatte, kein Geld zu besitzen, war er mehr als eines Weinwirts Schuldner geworden. Einer von diesen, der für leichtsinnige, junge Maler wenig Verständnis hatte, und nicht warten wollte, bis der Luftibus dereinst ein berühmter Maler würde, und somit seine Schulden bezahlen könnte, zwang den jungen Mann, als Entgelt sein Haus zu übertünchen, andernfalls er ihn in den Schuldenturm sperren liesse. Da der Jünger der Kunst mit diesem keine Bekanntschaft schliessen wollte, willigte er seufzend in das beleidigende Begehren ein, und die Basler konnten in den folgenden Tagen den jungen Künstler beobachten, wie er verbissen mit mächtigen Pinselstrichen die Hausfront seines Gläubigers bearbeitete. Dabei stand eine strahlende Sonne am Himmel und sandte ihre sengenden Gluten auf die Erde nieder — es war mitten im Sommer —, und dem Mann rannten die Schweissbäche den Körper hinunter; seine Lockenmähne klebte ihm am Hals und seine Zunge hing ihm wie ein ausgedörrter Glockenschwengel im Gaumen.

Kein Wunder, dass der Wirt das Gerüst öfter, als ihm lieb war, leer fand, wenn er sich vom Fortschreiten der Arbeiten überzeugen wollte, und er in gar manchen Schenken Umschau halten musste, bis er den durstigen Streicher hinter einem vollen Becher aufstöberte. Da er dieser kriminalistischen und für sein Bäuchlein etwas anstrengenden Tätigkeit bald überdrüssig wurde, bestellte er kurzerhand einen Wächter, der den Arbeitsunwilligen beschatten musste.

Die Arbeit war noch nicht beendet, die Sonne wurde immer unbarmherziger gegen den jungen Mann. Da sein Durst immer grösser wurde, sann er auf eine List, den Wächter zu täuschen.

Flugs griff er zum Pinsel, malte in hastigen Strichen ein Paar Beine an die Wand. So oft nun der Wächter zur Türe hinausschaute, glaubte er die Beine des Malers zu sehen. Zufrieden kehrte er in seine Behausung zurück, glaubte er doch, den Jüngling an der Arbeit. Währenddessen sass dieser kreuzfidel in einer schattigen Weinkneipe und becherte, dass das Herz ihm lachte.

Das ist die Geschichte der Männerbeine, die so gegenstandslos an die Wand eines Hauses gepinselt waren und die das erstaunte Kopfschütteln so vieler Fremder verursacht hatten, die davor standen. Erst vor Jahren liess der Besitzer das Haus herunterputzen und dabei die Beine übertünchen. Das Gaffen der Fremden war ihm auf die Nerven gegangen.

Der junge Maler, der hier sein erstes Wandgemälde «verbrochen» hatte, wurde der berühmte Hans Holbein d. J., dessen Monumentalgemälde heute eine Zierde der ersten Gemäldegalerien der Welt sind.

U. W.